

Franz Schubert

Autor(en): **Reber, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **8 (1928-1929)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-156755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Franz Schubert.

(Geboren am 31. Januar 1797 in der Wiener Vorstadt Himmelpfortgrund, gestorben am 19. November 1828 in Wien.)

Von **Otto Reber.**

Schubert! Ein Zauberwort! Da klingt und singt es in unserem Innern, zart, dichterisch=bewegt, heiter=melancholisch, innig, lieblich und liebend!..

O Schubert, du Genius des Liedes, aus dir quillt der Überfluß schöpferischer Gedanken, und was du auch sangest, du sangest aus unserem Herzen heraus, aus unserem tiefen, schwerblütigen, wahrhaftigen deutschen Herzen.

Schuberts äußeres Leben kennzeichnet eine große Ereignislosigkeit. Keine Virtuosenlaufbahn — Schubert war wohl ein tüchtiger Klavierspieler, aber kein Solist — keine Orden, keine Titel, nur wenige äußere Ehrungen wären zu vermelden. Auch als Kapellmeister hören wir nichts Außergewöhnliches. Zwar wurde ihm, schon als etwa Dreizehnjährigem, vertretungsweise die Leitung des sogenannten „kleinen Konviklistenorchesters“ nach dortiger Sitte an der ersten Geige anvertraut. Aber als er sich später aus praktischen Erwägungen um eine Kapellmeisterstelle bewarb, wurde ihm diese verweigert. Er war nicht der Mann des Vonsichhören- und Aufhebenmachens. Schubert war eine verschlossene, bescheidene, ja eine scheue Natur. Am wohlsten fühlte er sich im Kreise seiner Freunde und in der bürgerlich=spießigen Atmosphäre einiger Familien, wo es, nach Wiener Art, einfach=gemütlich zuging. Schubert war der deutsche Träumer: innerlich, schwärmerisch und tief-sinnig. Daneben ein überaus starker Drang nach Ungebundenheit. So wirkte er kaum als Musiklehrer. Die zwangsweise während drei Jahren übernommene Stelle als UB-Lehrer in der Schule seines Vaters war ihm ein Greuel. Und als ihm eine Organistenstelle angeboten wurde, schlug er sie, ungeachtet seiner schlechten Lage, aus; er konnte sich nicht binden, lieber darbt er. Schubert bestritt sein Leben fast einzig mit seinen Tonwerken, die ihm schlecht genug bezahlt wurden. Genügsamkeit und seine guten Freunde halfen ihm über das Bitterste jenseits hinweg.

Bezeichnend für Schuberts zurückhaltendes Wesen ist folgende Begebenheit: Als (1820) im Kärntnertheater die Aufführung seiner Gesangsposse „Die Zwillingbrüder“ stattfand, wurde Schubert lebhaft gerufen. Da er seinen Kaputrock anhatte, wollte er nicht auf die Bühne. Ein Freund zog seinen Frack aus und bot ihn Schubert an, der aber, unentschlossen und scheu, sich nicht entschließen konnte, vor das Publikum zu treten. Da kam endlich der Regisseur auf die Rampe und erklärte, Schubert sei nicht im Hause, was dieser lächelnd anhörte. So war Schubert und so blieb er, Zeit seines Lebens.

Nicht anders erging es ihm in der Liebe. Liebebedürftig wie nicht bald Einer, brachte er es nicht über sich, seine Liebe zu gestehen. Was er fühlte, sang er in seinen Liedern und ... wurde verstanden. Aber

das entscheidende Wort brachte er nicht über die Lippen. So blieb er allein. . .

Früh, beinahe wie Mozart, offenbarte sich der Genius Schuberts. Doch genoß er nicht den systematisch aufgebauten Unterricht wie jener, ob schon er keineswegs vernachlässigt wurde. Jedoch Schuberts Entwicklung war keine stetige. Bedeutendes und weniger Bedeutendes wechseln ab.

Das erste Werk, mit dem Schubert einem weiteren Publikum bekannt wurde, war seine als Siebzehnjähriger geschaffene Messe in F. Aber für die Öffentlichkeit eigentlich entdeckt wurde Schubert erst 1821, als der treffliche Vogl im Kärntnertheater den Erbkönig sang.

Schubert bearbeitete mit Erfolg fast alle Gebiete der musikalischen Komposition, das Bedeutendste aber gab er uns im durchkomponierten Liede, das er erstmals zur Vollendung brachte, so daß in der Folge selbst der Franzose das Konzertlied „le lied“ nannte. Damit verknüpfte sich in der Fremde, nicht erst seit Schubert zwar, aber seit ihm erneut und verstärkt, die Vorstellung jener deutschen Eigenart, jener Gemüts- und Gedankentiefe, die, im christlichen Zeitalter jedenfalls, vornehmlich dem deutschen Volkstum eignet.

Was uns Deutschschweizern Schuberts Muse besonders nahe rückt, das ist das süddeutsch-gemütliche Element, das auch im Verkehr mit seinem Freundeskreise seinen Ausdruck findet. „Schwammerl“ nannten sie ihren innig verehrten Freund ob seiner kurzen, gedrungenen Gestalt. Und da er, beim Erscheinen eines Neuen in der „Schubertiade“, seinen Nachbarn heimlich zu fragen pflegte „kann er was?“, gaben sie ihm auch den Scherznamen „Kanevas“.

Schubertiade, so nannte sich der zum Teil aus sehr bedeutenden Persönlichkeiten zusammenfindende Freundeskreis, der sich um ihn scharte. Ihm gehörten Schwind, Grillparzer, Feuchtersleben, Schnorr von Karolsfeld und die um Schubert so besorgten Dichter Schober und Mayrhofer an und noch viele Andere, die gleichfalls ein gutes Herz für ihren Freund hatten.

Schwung und überschäumende Lebenslust, schöpferischer Geist und Anmut kennzeichnen diesen Kreis feinsinniger deutscher Romantik, der so warmblütig und traut aus zwei Briefstellen Schwinds zu uns spricht: „Lieber, guter Franz! Ich sehe immer mehr, daß mein ganzes Leben ein Gespräch mit Dir ist. . . Ich freue mich so darauf, mich abends hinzusetzen und wie man teure Namen in Bäume schneidet, Dich im Geiste zu nennen und zu Dir zu sprechen. . . Du hast alles so innig umarmt, was in mir lebt. . .“ Und über den toten Freund klagt derselbe an Schober: „. . . Ich habe um ihn geweint, wie um einen meiner Brüder; jetzt gönne ich ihm's, daß er in seiner Größe gestorben ist. Je mehr ich jetzt einsehe, was er war, je mehr sehe ich, was er gelitten hat.“

Ja, noch einmal sagen wir es: er hatte viel gelitten, ob seiner Einsichtigkeit, ob mancher Leiden, die ihn in späteren Jahren befielen und trübsinnig machten, ob seiner Armut. Und dennoch ist er ein Glücklicher zu nennen, da er reich an schöpferischem Vermögen, reich an verständnis-

innigen Freunden, reich an Güte und groß am Sichbescheiden war. So war er — gleich seinen Freunden — ein Lebenskünstler, dem gegenüber wir Heutigen mit all unserem Aufwand an technischen Mitteln nur elende Stümper sind. Wo immer indessen das Besinnliche in uns erwacht, wo Glück und Leid nach Ausdruck ringen, da singt auch uns Schubert das deutsche Lied.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Die Wahl des Bundesrates.

„Die schönen Tage von einstmals, wo die Bundesratswahlen die Angelegenheit eines kleinen Kreises führender Politiker einer absoluten Mehrheitspartei waren, sind endgültig vorbei. Wir müssen uns alle ohne Unterschied daran gewöhnen, daß . . . bei der Ersetzung der einstigen Mehrheitspartei durch vier Hauptparteien, die jede für sich eine Minderheit bilden, jede Ersatzwahl in die oberste Landesregierung zum Gegenstand öffentlicher Erörterung und Prüfung geworden ist.“

Diese Worte, in denen sich die Genugtuung darüber, daß „die schönen Tage von einstmals endgültig vorbei sind“, kaum verbirgt, schreibt v. Ernst im katholischen Hauptorgan der deutschen Schweiz, im Luzerner „Vaterland“. Lassen wir also die „öffentliche Erörterung und Prüfung“, die aus Anlaß der Ersatzwahl für den zurücktretenden Bundesrat Chuard seit Wochen vor sich geht, in ihren hauptsächlichsten Äußerungen an uns vorbeiziehen. Wir gewinnen so einen Einblick in die ganze Art, wie augenblicklich unsere oberste Landesbehörde bestellt wird.

* * *

Unter den drei „besitzenden“ Parteien oder Gruppen, d. h. den Nutznießern des augenblicklichen politischen Zustandes, steht an erster Stelle die freisinnig-demokratische Partei. Wobei sich allerdings diese Partei bei dieser Frage der Bundesratsbestellung deutlich in ihre zwei Bestandteile scheidet: den Rechtsflügel, in dem sich die großen Geldmächte von Bank-, Industrie- und Handelswelt zusammenfinden, und den Linksflügel mit den breiten Massen von Mittel- und Kleinbürgertum und Beamten- und Angestelltenchaft. Zuerst die Stellungnahme des Rechtsflügels des Freisinns.

Einige Äußerungen der „Neuen Zürcher Zeitung“ (wobei die Hervorhebung einzelner Stellen durch Sperrung durch uns geschieht) geben darüber Aufschluß, wie man hier natürlicherweise bestrebt ist, jegliche Komplikation zu vermeiden und die Lösung sich stellender Fragen zu verschieben, mit einem Wort: nicht an den überlieferten Einrichtungen und bestehenden Verhältnissen zu rühren:

„Die Wahl eines neuen Bundesrates scheint weder nach der parteipolitischen Seite noch in Bezug auf die Ansprüche der Landesteile und Kantone auf Komplikationen zu stoßen.“

„Eine weitere Diskussion über den Bundesratsproporz kann man ruhig verschieben.“

„Wer irgendwie über das Problem der Zusammensetzung des Bundesrates nachdenkt, . . . wird gewahr, daß die durch den gesunden Sinn des Schweizervolkes geschaffene Tradition als Richtlinie dienen und nicht ohne Not verlegt werden sollte.“